

naue und exakte Bestimmungen der Berufsidentität angesichts der ungenauen, unbestimmten und unregelmäßigen Verhältnisse, unter denen ErzieherInnen typischerweise handeln, sogar hinderlich sind. Vielleicht hilft daher eine „Logik der Unschärfe“ (Serres 1981 zit. nach KLÜSCHE 1994, 61) den ErzieherInnen weit besser als eine „Logik der Schärfe“. Laut diesen Überlegungen sollen sich die Berufstätigen eher an flexiblen, offenen, dynamischen, situativen und vielleicht sogar an paradoxen Identitätskonzepten orientieren. Identitätsentwürfe sind folglich Produkte der Identitätssuche und stellen somit Konstrukte dar, die morgen oder an einem anderen Ort (mit anderen KlientInnen) schon anders ausfallen können.

Bei diesen „Konstruktionsarbeiten“ fertigen die Berufstätigen Selbstbeschreibungen an, die ihr praktisches Handeln in nicht zu unterschätzendem Maße steuern. Bardmann (vgl. KLÜSCHE 1994, 60) empfiehlt SozialpädagogInnen, die Prozesshaftigkeit der Identitätskonstitution ernst zu nehmen. Anstatt zu versuchen eine Identität zu finden, die fest und unverrückbar das eigene Handeln begleitet, sollen sie sich immer wieder mit den Erwartungen der unterschiedlichen Instanzen bewusst auseinandersetzen. Dies sollen sie u.a. mit sich selbst, mit dem Team, mit KlientInnen machen sowie in speziellen Supervisionssitzungen. Bardmann erachtet dies als wichtig, nicht nur gegenüber den Interessen der Arbeitsinstitutionen, der KollegInnen und der KlientInnen, sondern ebenfalls gegenüber sich selbst, denn „nichts schützt nach gegenwärtigem Wissensstand besser vor dem Ausbluten und Leerlaufen, als ab und zu die Grenzen der eigenen Identität abzuschreiten und wenn nötig, neu zu definieren“ (vgl. ebd., 60).

Ich denke, dass dieser Ansatz ErzieherInnen hilfreich sein kann. Wenn Identitäten zu variablen Größen werden, dann verlieren sie ihren Wahrheitsanspruch, ihren Seinscharakter. Identitäten werden *gemacht* und können immer auch geändert werden. Bei jedem Identitätsprozess werden Beziehungen und Kausalitäten hergestellt, Zeit konstituiert und Bedeutungen zugewiesen. Dies liegt an unserem Denken, das auch anders denken kann.

Die o.g. Erschwernisse behindern von vornherein die Entwicklung eines allgemein gültigen Berufsbildes. Identitätsstiftende Berufsmerkmale, wie beispielsweise Beziehungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen anhand des Alltagslebens, bleiben immer irgendwie vage. Gerade dieser Umstand wird oft von ErzieherInnen beklagt und manche leiden darunter. Vogel (vgl. in KLÜSCHE 1994, 40f.) hingegen sieht gerade in diesem Umstand Vorteile. Die Professionellen sind dadurch befreit von der Stimmigkeit. Stattdessen sollen sie die Chance nutzen, Strategien des Umgangs zu erlernen, um mit Identitäten umzugehen. Bardmann (vgl. in KLÜSCHE 1994, 59) empfiehlt dem erzieherischen Personal, den „tierischen Ernst“ bezüglich ihrer Identitätsfragen durch eine menschliche Freude an der Konstruktion ihrer Identität zu ersetzen, denn die einzig wahre und absolut richtige und ewig gültige Identität gäbe es sowieso nicht. Daher sollte man lernen, an einer brauchbaren Identität zu basteln, Varianten auszuprobieren und spielerisch mit Identitätsfragen umzugehen. Diese Flexibilität ist umso wichtiger, als ErzieherInnen sich in Zukunft stärker an den Denkkategorien (Bewusstseinsystemen) ihrer KlientInnen orientieren werden als an denen (vertrauteren) der Professionellen unterschiedlichster Fachrichtungen. Diese neue Orientierung wird viele der Fachleute sicher verwirren (wenn sie es zulassen!). Nach diesen Überlegungen wird es in Zukunft eher darum gehen sich in einen endlosen Prozess des Sich-Selbst-Kennenlernens zu begeben.